

Partizipative Forschung als kritische Wissensproduktion

Andrea Nagy – Freie Universität Bozen

Abstract

Insofern Soziale Arbeit als kritische Handlungswissenschaft mit emanzipatorischem Anspruch konzipiert wird, hat partizipative Forschung für die Disziplin eine besondere Bedeutung. Mittels partizipativer Forschung können unterrepräsentierte Bevölkerungsgruppen, häufig Nutzer*innen Sozialer Arbeit, ermutigt werden ihre Perspektiven in den wissenschaftlichen und politischen Diskurs einzubringen. Eine Theorieentwicklung „von unten“ wird denkbar, in der selbst Grundannahmen des Wissenschaftsbetriebes hinterfragt werden und positiver gesellschaftlicher Wandel angeregt wird. Partizipative Forschung ist jedoch kein einheitliches Feld: Der Beitrag stellt zentrale Elemente vor, die eine kritischen Wissensproduktion fördern.

1. Einführung

Partizipative Forschung ist ein Sammelbegriff für Forschungsansätze, die die Beteiligung unterschiedlicher Stakeholder an den einzelnen Schritten eines Forschungsprozesses ermöglichen (Hella von Unger, 2014). Welche Rechte und Teilhabe-Möglichkeiten den „Beforschten“, also bei partizipativen Projekten den Forschungsteilnehmer*innen beziehungsweise außeruniversitären und zivilgesellschaftlichen Akteur*innen in der Planung und im Vollzug von Forschung eingeräumt werden können, ist Teil eines Fachdiskurses um partizipative Forschung (Eßer et al., 2020, S. 6). Dieser Fachdiskurs wird interdisziplinär geführt, er hat jedoch für die Soziale Arbeit eine besondere Bedeutung, wenn sie als kritische Handlungswissenschaft mit emanzipatorischem Anspruch konzipiert wird, welche „an der Notwendigkeit wie auch an der realen Möglichkeit einer gerechteren, freieren, menschenwürdigen Gesell-

Part of

Nothdurfter, U., Zadra, F., Nagy, A. & Lintner, C. (Eds.).

(2023). *Promoting Social Innovation and Solidarity Through Transformative Processes of Thought and Action.*

<https://doi.org/10.13124/9788860461926>

203

schaft orientiert ist“ (Stender, 2013, S. 96). Forschen, also das Wissenschaft-Machen als soziale und politische Praxis (Hark, 2005) kann ungeachtet des wohlwollenden und fortschrittlichen Charakters der jeweiligen Ziele und Absichten die strukturellen Bedingungen reproduzieren, die Unterdrückung hervorbringen. Mit der Anwendung einer „objektiven“ wissenschaftlichen Methode wurden oft schon sozial-unterdrückerische Voreingenommenheiten auf Untersuchungszusammenhänge projiziert und durch Expert*innen gerechtfertigt (Chilisa, 2011). Partizipative Forschung, die nicht „objektiv“ sondern reflexiv und multiperspektivisch arbeitet, kann einen Machtausgleich schaffen. Vor allem dann, wenn partizipatorische Entscheidungsprozesse institutionell abgesichert werden (Graßhoff, Homfeldt & Schröer 2016, zitiert nach Eßer et al., 2020, S. 11). Dies hat weitreichende Konsequenzen für Organisationsstruktur und Transparenz von Forschung im Sinne einer vergrößerten Demokratisierung (Eßer et al., 2020, S. 17). Die klassische Hierarchisierung zwischen Forschenden und Beforschten wird in partizipativer Forschungsausrichtung „flacher“, wenn auch nicht völlig aufgehoben. Ein Fokus auf Veränderung unter Einbeziehung verschiedener Interessensgruppen in den Forschungsprozess kann tatsächlich dazu beitragen, dass positiver Wandel stattfindet, dass sich „schwache Interessen“ (Clement et al., 2010, S. 13) besser repräsentieren lassen, oder entsprechende Kompetenzen gefördert werden. Der Beitrag erläutert Elemente einer kritischen Wissensproduktion, die es ermöglichen, einen emanzipatorischen Ansatz der Sozialen Arbeit auch in der Forschung zum Tragen kommen zu lassen (Strier, 2007). Entsprechende Theoriebezüge werden her- und nützliche Instrumente vorgestellt.

2. Soziale Arbeit und partizipatives Forschen

In einem internationalen Verständnis der Rolle der Sozialen Arbeit wird davon ausgegangen, dass Sozialarbeiter*innen eine berufliche Identität entwickeln, die einem globalen Verständnis von Sozialer Arbeit verpflichtet ist und sich an den Grundsätzen der sozialen Gerechtigkeit und der Menschenrechte orientiert. So besagt die globale Definition der Sozialen Arbeit, dass „ Grundsätze der sozialen Gerechtigkeit, der Menschenrechte, der kollektiven Verantwortung und der

Achtung der Vielfalt von zentraler Bedeutung für die Soziale Arbeit sind (IFSW, 2014). Diese Definition und dieses Verständnis implizieren, dass es für Fachkräfte der Sozialen Arbeit essenziell ist, sich von universellen Werten wie sozialer Gerechtigkeit und den Menschenrechten, sowie von internationalen Praktiken der Freiheit und Demokratie leiten zu lassen. Das bedeutet zum Beispiel die Selbstbestimmung der Nutzer*innen Sozialer Arbeit zu fördern und sie zu „empowern“, bzw. „Advocacy“ in ihrem Sinne zu betreiben (Lishman, 2015, S. 338) und den Schulterschluss mit lokalen Gemeinschaften zu suchen, um zur Verbesserung der Lebensbedingungen aller beizutragen (Carroll & Minkler, 2000). Susanne Elsen sieht dies als gestaltende Sozialpolitik und Soziale Arbeit: „Lebensoptionen in den Gemeinwesen zu erschließen und insbesondere mit benachteiligten und verwundbaren Gruppierungen sozialproduktiv zu nutzen“ (Elsen, 2014, S. 11), wobei an spezifischen Problemlagen und Entwicklungsoptionen anzusetzen sei, ein Prozess der nur gemeinsam mit den Menschen vor Ort Wirkung zeige. Dabei kann partizipative Forschung beteiligt sein. Partizipative Forschung geht davon aus, dass Menschen gleiche Chancen haben müssen, um an der Gesellschaft teilzunehmen, und ist bestrebt, vor allem unterrepräsentierte Bevölkerungsgruppen zur Teilnahme an Forschungsprozessen zu ermutigen, um ihre Perspektiven in den wissenschaftlichen und politischen Diskurs einzubringen. Es handelt sich dabei um eine Form der offenen Wissenschaft um kein rein akademisches Unterfangen, sondern um ein kollaboratives Projekt mit nichtwissenschaftlichen, gesellschaftlichen Akteur*innen. Die Wissenschaft ist nicht die einzige Autorität im Prozess dieser Wissensproduktion, sondern unterschiedliche relevante Akteur*innen bringen ihre jeweilige Perspektive ein und gestalten den Forschungsprozess in unterschiedlichem Ausmaß mit. Es gibt zahlreiche Modelle, die den Grad der Partizipation einer Gruppe in Bezug auf unterschiedliche Kontexte beleuchten. Ausgegangen wird dabei immer von einer Machtasymmetrie zwischen Entscheider*innen und Betroffenen (Schnurr, 2011). Ein Stufenmodell nach Wright, Block und von Unger (Wright, 2010) erläutert Ebenen der Beteiligung am Beispiel der Zielgruppenbeteiligung. Werden (potenzielle) Nutzer*innen Sozialer Arbeit als Zielgruppen partizipativer Forschung angesehen, lässt sich mit diesem Modell prüfen welche Stufe der Partizipation bei verschiedenen Projekt-Konzeptionen erreicht wird. Der Abstand konventioneller Zugänge zur Partizipation der For-

schungsteilnehmer*innen wird im Vergleich zu partizipativ angelegten Projekten sichtbar: Während sich konventionelle Forschungen mit der formalen Einverständniserklärung, die Teilnehmer*innen unterschreiben müssen, wobei sie über Ziele der Forschung und Verwendung der Daten informiert werden (*informed consent*), auf der Stufe 3 befinden, wird die tatsächliche Mitbestimmung erst auf Stufe 6 erreicht. Zum Beispiel in Form der Einbindung über eine Steuerungsgruppe, die den Forschungsprozess leitet, in welcher beispielsweise Menschen mit Lernbehinderung oder Nutzer*innen bestimmter sozialer Dienste vertreten sind, die dann auch die Forschungsausrichtung explizit mitentscheiden.

Stufe	Form	Bedeutung
9	Selbstorganisation	Partizipation
8	Entscheidungsmacht	
7	Teilweise Entscheidungskompetenz	
6	Mitbestimmung	
5	Einbeziehung	Vorstufe der Partizipation
4	Anhörung	
3	Information	
2	Anweisung	Nicht-Partizipation
1	Instrumentalisierung	

Tabelle 1 – Ebenen der Beteiligung am Beispiel der Zielgruppenbeteiligung – Stufenmodell nach Wright, Block und von Unger (Wright, 2010)

Während die Mitbestimmung auf Stufe 6 und auch eine formal verbriefte Entscheidungskompetenz, beziehungsweise Entscheidungsmacht auf die Wissensproduktion (Stufen 7 und 8) von Nutzer*innengruppen, zum Beispiel Menschen mit Lernbehinderung, noch in vielen Projekten herausfordernd bleiben (Buchner et al., 2016; Branfield et al., 2007), bietet die Stufe 5, jene der „Einbeziehung“, eine Vielzahl an Möglichkeiten, gerade und insbesondere für die Soziale Arbeit: Die Verwendung narrativer, Sozialraum-orientierter oder visueller Methoden kann dazu beitragen, dass im Forschungsprozess zugleich Daten erhoben werden, als auch das Empowerment der Teilnehmer*innen angestrebt wird. Während die „Einbeziehung“ noch vielfach methodisch gelöst werden kann, bedarf es bei allen höheren Stufen auch formaler Anpassungen, die die Grundorganisation von Forschung betreffen, und in diese massiv ein-

greifen. Die optimale Anpassung an Bedürfnisse und Fähigkeiten der Zielgruppe könnte in jedem Einzelfall entsprechende Veränderungsprozess anleiten. Kontextwissen und auch Erfahrung im Kontakt zur Zielgruppe, über welche die Soziale Arbeit in privilegierter Weise verfügt, stellen eine besondere Expertise in solchen Projektkonzeptionen dar. Was die Forschungsmethoden betrifft, können Instrumente, die in der Praxis der Sozialen Arbeit verwendet werden (zum Beispiel Mehrperspektivenraster, Genogramm, Netzwerkkarte, etc.) auch abgewandelt und zu einer Methode der Datenerhebung umfunktioniert werden. Im qualitativen Forschen (Bergold & Thomas, 2012) gibt es diese Möglichkeiten, die unter Beachtung entsprechender Qualitätskriterien (Frambach et al., 2013) zum Einsatz kommen können. Kreative Methoden des Einbezugs, zum Beispiel von Menschen mit Lernbehinderung aber auch Nutzer*innen spezifischer sozialer Dienstleistungen, sowie anderer in der Öffentlichkeit unterrepräsentierter Gruppen, sind in der Regel nicht nur ein Datenerhebungsinstrument, sondern damit verbunden ist eine Aktivität, die eine direkte Einwirkung auf die beteiligten Personengruppen und/oder die Umgebung hat. Werden durch die Forschung auch gleichzeitig Veränderungen im beforchten Feld bewirkt, soll also eine Aktion mit der Forschung einhergehen, die beispielsweise unmittelbar empowernd auf die Forschungsteilnehmer*innen wirkt, liefert die Aktionsforschung (Adelman, 1993) hilfreiche Ansatzpunkte.

3. Aktionen, die direkte Veränderung bewirken

Wenn im Rahmen einer Forschung Aktionen geplant werden, die direkten Einfluss auf das untersuchte Feld nehmen, ist die Frage zentral, wie sich diese Aktionen in einer Weise anvisieren lassen, dass sie sich empowernd auf alle Beteiligten, insbesondere jedoch auf die vulnerabelsten Teilnehmer*innen auswirken, und nicht nur neutral oder gar schädlich. Die Aktionsforschung bietet eine theoretische Grundlage für diese Überlegungen, und ist einerseits eine Methode, die Forscher*innen nicht als möglichst unbeteiligte Beobachter*innen außerhalb des untersuchten Feldes verortet, sondern mitten im Forschungsfeld als aktiv Handelnde. Aktionsforschung unterscheidet sich von der konventionellen akademischen Forschung auch insofern als ihr Zweck di-

rekt darin besteht, Veränderungen herbeizuführen und zu verstehen, was Veränderungen provoziert und was nicht. Aktionsforschung ist nicht nur ein Weg eine bestimmte Situation oder ein Problem zu verstehen, sondern auch ein Prozess zur Veränderung der Situation und zum Empowerment aller Beteiligten. Empowerment (Keupp, 2018) ist der Prozess Individuen, Gruppen und Gemeinschaften dabei behilflich zu sein ihr persönliches, interpersonelles, sozio-ökonomisches und politisches Potential und Kapital zu stärken, sowie ihren politischen Einfluss in einer Weise zu vergrößern, dass sie selbst ihre Umstände und Lebensbedingungen verbessern können. Auf individueller Ebene bedeutet dies zum Beispiel Selbstbewusstsein, Ausdrucksvermögen, Kompetenzen zu vergrößern, die die Autonomie stärken, um ein Recht auf Teilhabe besser einfordern zu können. Dies kann in interpersonellen Kontakten in Forschungsprojekten erprobt und gestärkt werden, wenn sie entsprechend konzipiert werden. Auf Gruppenebene würde es bedeuten Selbstvertretungsorganisationen zu initiieren und zu stärken, die auch als Regulative zur professionell organisierten Hilfsindustrie der Sozialen Arbeit wirken könnten und politischen Einfluss gewinnen könnten. Auf gesellschaftlicher Ebene heißt es, soziale Gerechtigkeit, Chancengleichheit und Inklusion zu fördern, Benachteiligung und Ausgrenzung gesellschaftlicher Gruppen und Barrieren zur Teilhabe abbauen zu helfen. Das Ziel einer Aktion im Sinne der Aktionsforschung ist es primär Menschen und Sachverhalten, die von sozialer Ungleichheit in Bezug auf öffentliche Repräsentation, zum Beispiel mangelnde Präsenz in den Medien, zu einer Stimme zu verhelfen, und dies gleichzeitig so zu tun, dass es eine stärkende, empowernde Erfahrung für die Betroffenen ist. Im Ansatz des „Action Research“ von Kurt Lewin ging es bereits darum, gemeinsam mit den relevanten Akteur*innen eines Forschungsfeldes immer auch konkrete gesellschaftliche Veränderungen zu bewirken. Lewin sagte: „Eine Forschung, die nichts anderes als Bücher hervorbringt, genügt nicht“ (Lewin, 1953, S. 280). Selbst Erkenntnisse, die unter der Prämisse erhoben werden, dass sie sich im Sinne positiven Wandels verändern sollen, sind anders als Erkenntnisse, die eine Situation sozialer Ungleichheit einfach nur abbilden wollen. In verändern wollender Perspektive kann der privilegierte Zugang, den Sozialarbeiter*innen im Rahmen ihrer Praxis zu benachteiligten Gruppen haben, zum Ausgangspunkt einer kritischen Wissensproduktion werden, die Nutzer*innen

und auch das Praktiker*innenwissen zentral einbezieht. Die sozialarbeiterische Praxis dient dann als Ausgangspunkt für die Wissensentwicklung.

4. Praxis als Ausgangspunkt für Wissensentwicklung

Der Prozess der Erfassung des realen Umfelds beruflicher Praktiken und die Herstellung einer reflektierten Beziehung zwischen Praktiken in verschiedenen Kontexten und Sozialwissenschaftlichen Theorien ist das Ziel einer Forschungstradition Sozialer Arbeit, die sich „Practice Research“ (Salisbury Statement, 2011; Helsinki Forum, 2014) und „Practitioner Research“ (wenn Praktiker*innen selbst ihr berufliches Umfeld erforschen) nennt. Die (Berufs)praxis stellt in der Praxisforschung nicht einen bloßen Datenpool dar, den die Wissenschaft für ihre Zwecke entnimmt, ohne sich auf den Kontext einzulassen. Praxisforschung ist eine Forschungstradition, in der ein hierarchisches Verhältnis zwischen Praxis und Forschung/Wissenschaft, in Frage gestellt wurde (Moch, 2014; Fargion, 2006, S. 259), und bei der die Praxis zentral in die Erforschung und Weiterentwicklung der eigenen Tätigkeiten einbezogen wird (Heiner, 1988). Es geht um die Interaktion zwischen Praktiker*innen und Forscher*innen, beziehungsweise weiterer Stakeholder und den Kontext der beruflichen Praxis; um eine Wissens-ko-produktion, die eine konkrete Auswirkung auf die Praxis hat, und auch die Wissenschaft weiterentwickelt. Durch die aktive Einbindung von außeruniversitären Forschungsteilnehmer*innen (zum Beispiel Praktiker*innen, Nutzer*innen Sozialer Arbeit) und die Konzentration auf den Forschungsprozess selbst wird zudem praktisches Lernen ermöglicht, das im besten Fall Deweys „learning by doing“ (Dewey, 1911/1976) nahekommt. In Anlehnung an die „Wissenschaft des Konkreten“ (Flyvbjerg, 2001) und den „Modus 2 der Wissensproduktion“ (Nowotny, Scott & Gibbons, 2001) konzentriert sich die Praxisforschung auf Dialog, Kontextabhängigkeit, Praxisorientierung, Interaktion mit vielen Akteur*innen, die möglicherweise unterschiedliche Interessen vertreten, Diskussionen und Evaluierungen unter Einbeziehung einer Vielzahl von Partner*innen. Als entscheidend für die Weiterentwicklung sozialer Dienstleistungen wird insbesondere der Einbezug von Nutzer*innen gesehen.

5. Einbezug der Nutzer*innen sozialer Dienstleistungen

Die Erfolge der Praxis Sozialer Arbeit entstehen immer auf Grundlage einer Ko-Produktion zwischen Angebot und Nutzen, beziehungsweise Nutzer*innen. In neueren Theorien der Sozialen Arbeit werden die Nutzer*innen folglich als aktive Subjekte betrachtet, und nicht passiviert, in dem sie zu bloßen Empfänger*innen von Hilfsangeboten gemacht werden. Oelerich & Schaarschuch (2006, S. 187) betonen, dass der Erfolg jeder personenbezogenen Dienstleistung im Wesentlichen von den Klient*innen abhängt, „die ihre Bildung, ihr verändertes Verhalten, ihre Gesundheit etc. aktiv hervorbringen“. Soziale Arbeit bietet in diesem Sinne Hilfe zur Selbsthilfe. Um das Angebot professioneller Sozialer Arbeit zu verbessern, also Aneignungsprozesse zu stimulieren, die Nutzer*innen eine bessere Lebenssituation ermöglichen, muss es auf die Nutzer*innen ausgerichtet werden, was nur über das Verständnis ihrer Lebenssituation und Eigenaktivität gelingen kann. Auf die Forschung bezogen heißt das auch, dass (potentielle) Nutzer*innen-Gruppen beteiligt werden müssen an der Wissensproduktion. Die theoretischen und empirischen Ansätze der Adressat*innen- und Nutzer*innenforschung (Oelerich & Schaarschuch, 2006; Bitzan & Bolay, 2017; Graßhoff, 2013; van Rießen & Jepkens, 2020; DGSA, 2022) liefern Ansatzpunkte für den deutschen Sprachraum.

6. Praktiker*innen-Wissen

Eine dialogisch angelegte Wissensproduktion bezieht auch das Wissen der Praktiker*innen zentral mit ein. Wie Parton (2000, S. 453) in Rückgriff auf Donald Schön beschreibt, besteht das Wissen der Praktiker*innen gerade nicht in der Anwendung beschreibbarer, überprüfbarer, replizierbarer Techniken, die aus der wissenschaftlichen Forschung stammen und auf objektivem, konsensuellem, kumulativem und konvergentem Wissen beruhen (technisch-rationales Paradigma). Obwohl es technisch-rationale Wissensanteile in der Praxis Sozialer Arbeit gibt, kann die Praxis damit nicht vollends bewältigt werden. Probleme in der realen Welt kommen nicht wohlgeformt daher, sondern präsentieren sich im Gegenteil als chaotisch und unbestimmt. Das relevante Wissen der Praktiker*innen liegt häufig implizit in ihren Handlungsmustern

und ihrem Gespür für das, womit sie es zu tun haben, und muss erst durch Forschung expliziert werden. Es entwickelt sich aus dem Dialog mit den Menschen über die Situation, die zu einem Verstehen führt, das auch reflexive Anteile beinhaltet. Praxiswissen entsteht also durch „Reflexion im Handeln“ und basiert auf Interaktion. Eine Wissensproduktion, die dies ernst nimmt, kann Praktiker*innen nicht lediglich als Anwender*innen von Theorien (Sheldon, 1978) sehen, sondern muss sie als aktive Mitentwickler*innen theoretischer Erkenntnisse (Merighi et al., 2005) einbeziehen. Ein technisch-rationales Paradigma, in dem theoretisches, technisch-rational verfasstes Wissen auf die Praxis angewendet wird, weicht in diesem Verständnis einem reflexiven Paradigma, in dem das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis komplexer gesehen wird, und reziprok, nicht hierarchisch von oben nach unten, also Theorie zu Praxis. Auf den Forschungsprozess übertragen ergeben sich gewichtige Unterschiede zwischen einem technisch-rationalem versus einem reflexiven Paradigma im Forschungszugang, die in der Folge kurz beschrieben werden.

7. Wissensproduktion von unten und reflexiver Forschungszugang

Während ein technisch rationaler Forschungszugang einen vorstrukturierten Forschungsprozess erfordert, beziehungsweise auch ein standardisiertes Verfahren, das Kontextunabhängig zum Einsatz kommt, wird die Struktur des Forschungsprozesses im reflexiven Paradigma im Prozess selbst mit entwickelt. Während im technisch rationalen Forschungszugang theoretisch-analytische Konstrukte in der Praxis untersucht oder überprüft werden, werden im reflexiven Forschungszugang theoretische Konzepte aus der Praxis selbst entwickelt. Diese Unterscheidung hat weitreichende Folgen, auch für die Hierarchie der einzelnen Positionen oder Rollen im Forschungsprozess: Während im technisch rationalen Paradigma der Forscher, die Forscherin aufgrund des Wissens über die theoretisch-analytischen Konstrukte und das standardisierte Verfahren, die alleinige Autorität innehat, gibt es im reflexiven Forschungszugang mehrere relevante Positionen, die sich hierarchisch „flacher“ verteilen. Der Forscher, die Forscherin verfügt zwar über wissenschaftliche Expertise, aber beteiligte Praktiker*innen verfügen über das Praxiswissen, dass die

zentrale Grundlage für die Theoriebildung schafft. Andere im Forschungsprozess beteiligte Stakeholder, wie zum Beispiel Nutzer*innen Sozialer Arbeit, sind als Betroffene von einer bestimmten Situation als Erfahrungsexpert*innen beteiligt. Auch deren Wissen ist grundlegend für die Theoriebildung. Die Verhältnisse zwischen Forscher*innen und anderen Beteiligten, insbesondere Klient*innen oder Nutzer*innen der Angebote Sozialer Arbeit kann als unsymmetrisch beschrieben werden (und Rollen müssen diesbezüglich reflektiert werden), nicht jedoch entsprechen sie einem stark hierarchischen Gefälle, mit einer einzigen Autorität an der Spitze. Da der Forschungsprozess im reflexiven Paradigma nicht vorab fixiert ist, sondern offen, gibt es für unterschiedliche an der Forschung beteiligte Personen und Gruppen, also Rollen im Forschungsprozess, die Möglichkeit den Prozess zu unterschiedlichen Graden mitzugestalten, wobei Theorieentwicklung „von unten“ betrieben werden kann. Tabelle 2 zeigt einen möglichen Forschungsprozess.

Forschungsprozess	
1.	Praxisproblem Ein- aus einem kollaborativen Arbeitszusammenhang entstehendes – praktisches „Problem“ wird beschrieben und in eine Forschungsfrage umgewandelt (Literaturrecherche + Stand der Forschung beachten)
2.	Stakeholder und Interessensgruppen in Bezug auf mehrere Perspektiven und potenzielle Veränderungsmacht werden identifiziert und einbezogen
3.	Kontextspezifische Strategien werden für die Forschung entwickelt (zum Bsp. Fallstudie in spezifischem Kontext)
4.	Werkzeuge für die Datenerhebung, Auswertung und Analyse werden entwickelt, zum Bsp. kreative Methoden, in denen auch der Erhebungsprozess selbst einen Nutzen für die Forschungsteilnehmer*innen im Sinne einer Aktion hat
5.	Ethische Fragen (formale und reflexive Kriterien)
6.	Verbreitung der Ergebnisse durch die Einbindung unterschiedlicher Stakeholder verbreitert sich auch die „Rezeption“ bzw. Umsetzung der Ergebnisse, sowie die Transportmethoden

Tabelle 2 – Forschungsprozess

8. Fazit

Eine Soziale Arbeit, die im Sinne des Empowerments ihrer Klient*innen eine sogenannte Bottom-up-Wissensproduktion betreiben möchte (Uggerhøj, et al., 2018; Lunt et al., 2010), und auch transformatorisch im Sinne eines positiven Wandels auf gesellschaftliche Verhältnisse einwirken möchte, kann an den vorgestellten Elementen einer kritischen Wissensproduktion ansetzen und beschriebene Theorierichtungen und Instrumente nutzen. Zusammenhänge und Wechselwirkungen der vorgestellten theoretischen Richtungen werden zum Beispiel in Anastasiadis & Wrentschur (2019) vertieft. Partizipative Forschung, die sich aus all diesen Zugängen speist, ist zeitintensiv und hat einen hohen Anspruch, in dem Beforschte zu Forscher*innen werden. Ein gewisses Risiko des Scheiterns ist aufgrund des experimentellen Charakters gegeben. Bei einer konsequenten Umsetzung und Reflexion partizipativen Forschens (Eikeland, 2007) wird jedoch sichtbar, dass dabei gewisse „Grundannahmen und Setzungen – Naturalisierungen“ (Eßer et al., 2020, S. 11) des Wissenschaftsbetriebes hinterfragt werden. Zum Beispiel können Forschungsergebnisse dann nicht mehr ausschließlich in die Scientific Community hin vermittelt werden, sondern es stellt sich die Frage, für wen die Forschungsergebnisse in welcher Form transportiert werden können und über welches Medium. Wissenschaftliche Leistungen können nicht ausschließlich über die Publikationstätigkeit in wissenschaftlichen Journals bewertet werden, sondern es stellt sich die Frage, durch wen und mittels welcher Instrumente eine Bewertung – auch des verändernden Einflusses – durchgeführt werden kann. Weiters stellt sich die Frage durch wen Forschungen initiiert werden sollten und welche Instrumente dafür geeignet wären. Dabei handelt es sich um kritische Zugänge nicht nur in Bezug auf beforschte Sachverhalte, sondern auch in Bezug auf die Wissensproduktion selbst.

Literaturverzeichnis

- Adelman, C. (1993). Kurt Lewin and the origins of action research. *Educational Action Research*, 1(1), 7–24.
- Anastasiadis, M. & Wrentschur, M. (2019). Forschungsräume öffnen und das Soziale gestalten. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 44(3), 9–25.
- Bergold, J. & Thomas, S. (2012). Partizipative Forschungsmethoden: Ein methodischer Ansatz in Bewegung. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Research*, 13(1), 1–33.
- Bitzan, M. & Bolay, E. (2017). *Soziale Arbeit – die Adressatinnen und Adressaten. Theoretische Klärung und Handlungsorientierung*. utb.
- Branfield, F., Beresford, P. & Levin, E. (2007). *Common aims: A strategy to support service user involvement in social work education*. <https://shapingourlives.org.uk/wpcontent/uploads/2021/08/Commonaims.pdf>
- Buchner, T., Koenig, O. & Schuppener, S. (Hrsg.). (2016). *Inklusive Forschung. Gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten forschen*. Klinkhardt.
- Carroll, J., & Minkler, M. (2000). Freire's message for social workers: Looking back, looking ahead. *Journal of Community Practice*, 8(1), 21–36.
- Chilisa, B. (2012). *Indigenous Research Methods*. Sage Publication.
- Clement, U., Nowak, J., Ruß S. & Scherrer, C. (Hrsg.). (2010). Einleitung: Public Governance und schwache Interessen. In U. Clement, J. Nowak, S. Ruß & C. Scherrer (Hrsg.), *Public Governance und schwache Interessen* (pp. 7–26). VS.
- Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA). (2022). *Fachgruppen „Adressat*innen, Nutzer*innen und (Nicht)Nutzung Sozialer Arbeit*. <https://www.dgsa.de/fachgruppen/adressatinnen-nutzerinnen-und-nichtnutzung-sozialer-arbeit>
- Dewey, J. (1976). Education. In J. A. Boydston (Hrsg.), *The Middle Works of John Dewey, 1899–1924* (Vol. 6). Southern Illinois University Press. Orig. erschienen 1911.
- Eikeland, O. (2007).: Why should mainstream social researchers be interested in action research? *International Journal of Action Research*, 3(1+2), 38–64.
- Elsen S. (2013). Gesellschaftlicher Abbruch und ökosozialer Aufbruch – Einführung. In S. Elsen & A. Aluffi Pentini (Hrsg.), *Gesellschaftlicher Aufbruch, reale Utopien und die Arbeit am Sozialen* (pp. 9–13). bu.press. <https://doi.org/10.13124/9788860461049>

- Eßer, F., Schär, C., Schnurr, S., Schröder, W. (2020). Partizipative Forschung in der Sozialen Arbeit. Teilhabe an der Wissensproduktion unter Bedingungen sozialer Ungleichheit. *Neue Praxis*, 16, 3–23.
- Flyvbjerg, B. (2001). *Making social science matter: Why social inquiry fails and how it can succeed again*. Cambridge University Press.
- Frambach, J. M., van der Vleuten, C. P.M. & Durning S. J. (2013). AM Last Page: Quality Criteria in Qualitative and Quantitative Research, *Academic Medicine*, 88(4), 552. https://www.hopkinsmedicine.org/institute_excellence_education/pdf/Quality_Criteria_in_research.pdf
- Graßhoff, G. (2013). *Adressaten, Nutzer, Agency. Akteursbezogene Forschungsperspektiven in der Sozialen Arbeit*. Springer VS.
- Hark, S. (2005). *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*. Suhrkamp.
- Heiner, M. (1988). Einleitung: Perspektiven der Praxisforschung. In M. Heiner (Hrsg.), *Praxisforschung in der sozialen Arbeit* (pp. 7–16).
- International Federation of Social Work (IFSW). (2014). *Global definition of social work*. Abgerufen am 25. April 2023 von <https://www.ifsw.org/what-is-social-work/global-definition-of-social-work>
- Keupp H. (2018). Empowerment. In G. Graßhoff, A. Renker & W. Schröder (Hrsg.), *Soziale Arbeit* (pp. 559–571). Springer VS.
- Lewin, K. (1953). *Die Lösung sozialer Konflikte*. Christian-Verlag.
- Lishman, J. (Ed.). (2015). *Handbook for practice learning in social work and social care: Knowledge and theory* (3rd ed.). Jessica Kingsley.
- Lunt N., Shaw I. & Fouché, C. (2010). Practitioner research: collaboration and knowledge- production. *Public Money & Management*, 30(4), 235–242.
- Merighi, J. R., Ryan, M., Renouf, B., & Healy, B. (2005). Reassessing a theory of professional expertise: A cross-national investigation of expert mental health social workers. *British Journal of Social Work*, 35(5), 709–725.
- Moch, M. (2014). Implizites Wissen und seine reflexive Funktion: Ein Gegenentwurf zu „theoriegeleiteter Praxis“. In S. Faas, P. Bauer & R. Treptow (Eds.), *Kompetenz, Performanz, soziale Teilhabe* (pp. 103–118). Springer VS.
- Nowotny, H., Scott, P. & Gibbons, M. (2001). *Re-thinking science – Knowledge and the public in an age of uncertainty*. Polity Press.

- Oelerich, G. & Schaarschuch, A. (Eds.). (2005). *Soziale Dienstleistungen aus Nutzersicht. Zum Gebrauchswert Sozialer Arbeit*. Reinhardt.
- Parton, N. (2000). Some thoughts on the relationship between theory and practice in and for social work. *The British Journal of Social Work*, 30(4), 449–463.
- Sheldon, B. (1978). Theory and practice in social work: A re-examination of a tenuous relationship. *The British Journal of Social Work*, 8(1), 1–22.
- Stender, W. (2013). Modelle kritischer Handlungswissenschaft. Silvia Staub-Bernasconi, Timm Kunstreich und Hans Thiersch im Vergleich. In W. Stender & D. Kröger, D. (Hrsg.), *Soziale Arbeit als kritische Handlungswissenschaft Beiträge zur (Re-)Politisierung Sozialer Arbeit* (S. 95–120). Blumhardt.
- Strier R. (2007). Anti-oppressive research in social work: A preliminary definition. *British Journal of Social Work*, 37(5), 857–871.
- Uggerhøj, L. Kirsten, H. & Lundemark A. M. (2018). Participatory practice research and action research: Birds of a feather? *China Journal of Social Work*, 11(2), 186–201.
- van Rießen, A., & Jepkens, K. (Hrsg.). (2020). *Nutzen, Nicht-Nutzen und Nutzung Sozialer Arbeit. Theoretische Perspektiven und empirische Erkenntnisse subjektorientierter Forschungsperspektiven*. Springer VS.
- von Unger, H. (2014). *Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis*. Springer VS.
- Wright, M. T. (Hrsg.). (2010). *Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention*. Hans Huber.